

Die Weihnachts-Ausstellung bernischer Künstler

Autor(en): **E.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 53

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

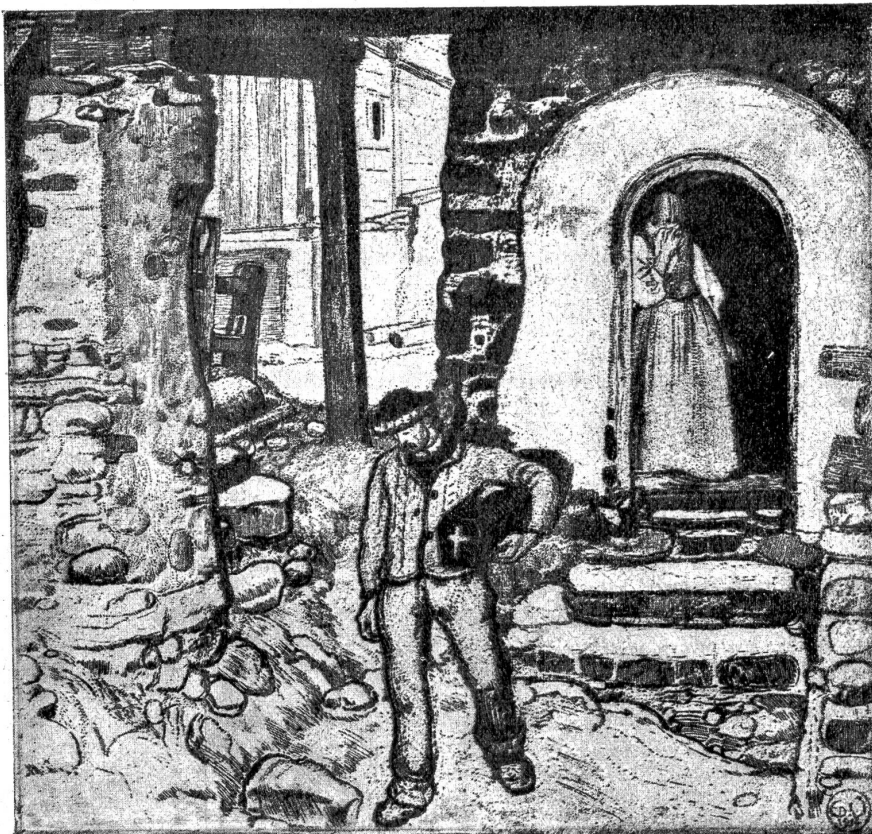
(vergl. in letzter Nummer den Aufsatz „Zur heiligen Zeit“), ist in der ganzen Schweiz stark verbreitet. Daß sich der Name Wodan in Mutti umwandeln kann, ist durch viele Zeugnisse aus lebenden Dialekten und aus der Literatur bewiesen. Wir haben die Formen Wuotan, Wuotan, Wuotti, Muetti und schließlich Mutti.

Wir haben bis dahin zwischen Neujahrs- und Weihnachtsgebräuchen, sowie zwischen solchen, die auf altes Neujahr und alte Weihnachten fielen, nicht unterschieden. Es ist das gar nicht mehr möglich, und diese Unmöglichkeit wird verständlich, wenn wir die geschichtliche Entstehung dieser Festtage betrachten. Ursprünglich feierten die Römer den Jahreswechsel am 1. Januar, die Sonnenwende am 25. Dezember und acht Tage vorher begann ihr ausgelassenstes Fest, die Saturnalien. Die Christen dagegen feierten den 6. Januar, den Tagtag Jesu, den Epiphaniastag. Erst 354 führte der Bischof Liberius die Geburtstagsfeier Jesu ein und setzte sie auf den Tag, an dem nach römischer Auffassung sich das Tagesgestirn zu erheben begann. Dem Spruch entsprechend „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“, setzte man den Geburtstag des Täufers Johannes auf den 24. Juni an. Im 9. Jahrhundert setzte der Papst den Jahresanfang auch auf den 25. Dezember, um dem Geburtstag Jesu größere Wichtigkeit zu geben, drang aber nicht durch mit diesem Vorschlag, obgleich die Kurie bis ins 17. Jahrhundert an diesem Jahresbeginn festhielt.

Ob die viel verbreitete Sitte des Verkleidens als Tier auf die Saturnalien zurückgeht, ist auch nicht einwandfrei nachzuweisen. Schon Ambrosius erwähnt sie, dann begegnet man ihr durchs ganze Mittelalter, in Predigten (6. Jahrhundert), in Bußbüchern, Konzilsakten und Briefen wird sie erwähnt. Sehr ausgeprägt ist die Sitte noch im Dorf Schwarzenburg. Am „Altjahrabend“ (Silvester) wird ein aus starkem Karton gefertigter Efelstopf, der durchs Jahr von einem jungen Burschen verwahrt wird, hervorgenommen; ein Bursche schlüpft hinein und wird mit einem grauen Tuch bedeckt. Zwei Stecken in den Händen erfassen die Vorderbeine. Die übrigen verkleiden sich als Frauen oder als Chinesen, Neger und so fort und der gewandteste als Pfarrer, der humoristische Ansprachen zu halten hat. Früher sollen diese gereimt gewesen sein; leider sind sie gegenwärtig — sehr ungereimt. Jeder der Teilnehmer trägt einen Namen, sie sind auch derart, daß man sie hier nicht nennen kann. Der Zug bewegt sich unter den Klängen einer Handharfe von Haus zu Haus. In einer Sammelbüchse wird Geld und in einem kleinen Fäßchen werden geistige Getränke gesammelt. Da wird Kognak, Kirchwasser, „Bund“ und „Bähwasser“ hineingeschüttet, in den Wirtschaften Bier und Wein und dieses Gemisch wird schließlich getrunken!

Edlere und schönere Sitten, wie das Neujahrssingen, soweit es nicht auf bloße Geldmacherei hinausläuft, das Beschenken und Glückwünschen — (aber nicht das dreiräppige!) sollten gepflegt und schöner ausgedacht werden.

„Ein gut glücklich Jahr
Wir wünschen zu dieser Stunde
Von Herzen und von Grund.
Gott woll' es fügen zu
Sämt seinem gnadenreichen Segen
Und was mehr g'hört darzu!“



Edouard Vallet

(Klischee aus „O mein Heimatland“)

Begräbnis

Die Weihnachts-Ausstellung bernischer Künstler.

Will man dies Jahr unsere Kunstausstellung besuchen, so wird man kaum ohne einen gehörigen Aerger und ohne das Gefühl: Es geht wirklich nicht mehr so! davonkommen. Die Hängekommission muß geradezu eine schauerhafte Aufgabe gehabt haben; sie stand einfach vor der Frage: Wie können alle Bilder auf dem vorhandenen Platz aufgehängt werden? Die andere, wichtigere Frage nach besserer Beleuchtungsart, nach Zusammenstimmen malerischer Werte mußte ganz außer Acht gelassen werden: eine künstlerische Aufgabe wurde zu einem Rechenexempel. Die Ergebnisse sind aber auch danach. Unsere Weihnachts-Ausstellung ist im Ton außerordentlich reichhaltig; sie zeugt, wenn auch nicht von selbstschöpferischer Kraft, doch von einem außerordentlich lebendigen und gesunden Kunstleben. Gesund nicht deshalb, weil sich die Künstler bestrebt hätten, das, was das Publikum von Vätertagen her als Schönheit, oft eigentlich als Gewohnheit anzusehen geneigt war, nun auch in Zukunft brav weiter zu malen. Sondern sie ist gesund dadurch, weil neben den „konservativen“, ihrer Mittel sicheren Malern, wie etwa U. W. Züricher, Baumgartner, Tiedge, Wilhelm Balmer es sind, auch die Reifwerdenden, Stürmischen, wie Morach, Brügger und Plattner sie repräsentieren, gut vertreten sind, und weil dazwischen eine ganz Reihe geht, die alle neuen Mittel sorgfältiger prüft, aber sich dem einmal als berechtigt Anerkannten nicht verschließt. Nennt man aber die Namen Balmer und Morach, so sind zwei Welten gezeichnet, Blicke in zwei ganz verschiedene Länder tun sich auf. Eine gute Kunstausstellung sollte imstande sein, jede dieser Welten in sich abgeschlossen zu zeigen; man sollte sie wenigstens einmal rein studieren können, sollte hören können, was sie sagen, ohne das ständige Dreirreden einer ganz andern Art im Ohre zu haben. Welch grauen-

hafter Wirrwarr herrscht da in unserer Ausstellung! — Da hängt an der einen Wand ein Bild von Tschan in Gunten, gemalt wie ein schlechter Veldruck — und auf der andern Seite rufen die Bilder Morachs, Krebs u. a. Nun soll das zusammengeigen! Oder hinten in der „guten Stube“ leuchtet ein Hodlerbild mit den singenden, hellen Farben; gleich daneben schaut der Prophetentopf Stecks mit seinem geschlossenen, stummen Kolorit. Eines schlägt das andere tot. Es kommt heraus: Statt einer Kunstausstellung, in der man sich sammeln könnte, um zu lauschen, haben wir einen Jahrmarkt, auf dem allzuleicht der am ehesten bemerkt wird, der am lautesten schreit. Man wird nie zur Ergriffenheit gezwungen, man findet höchstens dies und das interessant, und ist man genugsam herumgebummelt, dann entdeckt man in irgend einer Ecke noch einige Plastiken. So wird unsere bernische Kunstausstellung behandelt; sie, die qualitativ weitaus die beste aller lokalen schweizerischen Ausstellungen ist, muß sich immer noch in einen Winkel schüpfen lassen, weil es an einigen tausend Franken fehlt, die heute für den Kriegswahnsinn in jeder Sekunde mehrfach verpufft werden. Die Zürcher, die Winterthurer, die Genfer haben ihr Heim. Wann hat die Großstadt Bern ihren Künstlern die Ausstellungshalle?

Bevor man einmal beide Kunststrichtungen abgeschlossen, als rundes Ganzes sehen kann, wird man gut tun, mit dem Urteil zurückzuhalten und besonders jedes Schnellfertigkeit drauhen zu lassen. Es kann auch hier nicht meine Aufgabe sein, eine Auseinandersetzung mit der futuristischen und kubistischen Kunstauffassung durchzuführen. Es sei nur folgendes zu bedenken gegeben: Morachs Bild „Sterbender Soldat“ sucht eine ganz neue Ausdrucksweise. Will man diesem Bild gerecht werden, so darf man nie vergessen, daß es bewußt jede Tradition ablehnt. Es will also gar nicht verglichen werden mit den Bildern, die eine Treppe höher hängen. Marinetti, der „Begründer“ des Futurismus, hat die wütendsten Pamphlete gegen die Museen und die Kunst der Alten geschrieben; nach ihm wäre es geradezu eine Heldentat und ein Kulturfest, wenn alle Museen mit Petroleum begossen und angezündet würden. Diese Ablehnung alles Bisherigen liegt in den Bildern unserer Futuristen. Gewiß ist sicher, daß bei einer so revolutionären, stürmischen, bewußt übertreibenden Bewegung mancher mitläuft, der wohl tapfer Lärm machen und mit der Faust boxen kann, der sich ganz gut zum Brandstifter eignet, der aber selbst vom heiligen Feuer nicht gepackt wurde. Aber eine revolutionäre Bewegung darf nicht entschieden werden nach den Mitläufern; die futuristische darf nicht nach Plattner u. a. beurteilt werden. Gerade Plattner scheint mir den Grundsatz: Faust aufs Auge! recht gut zu verstehen. In der futuristischen Bewegung ist das Malobjekt nichts, die Malweise alles. Folglich malt Plattner einen Nachmittags mit den banalen Gegenständen Weckeruhr, Zündholzschatel, Wasserglas u., malt es in einer der stidigen Schlafstübchenluft entsprechenden stidigen Farbe. Aber auch hier entscheidet die künstlerische Ehrlichkeit, die nicht mehr sagen läßt, als man zu sagen hat. Man wendet sich am besten an Morach. Sein Sterbender Soldat zeigt das Erschaffte, Willenlose eines toten Körpers. Es ist der sterbende Soldat. So sterben heute die Millionen. Und das Weh packt die Natur. Die Häuser brechen zusammen, die Bäume reden wie drohende Klagefinger gen Himmel. Dies stellt Morach wirklich dar. Die Häuser müssen ihre Klage schreien. Alle Wände sind gebogen, eingeknickt. Das ganze Bild ist nur ein Symbol, eine Vision. Man hat es zu nehmen oder zu lassen. Auf keinen Fall aber soll man dem Künstler die Beleidigung antun, ihn zu bedauern, dies und das schöner zu wünschen. Eine ehrliche Ablehnung ist besser. Den Gefahren der futuristischen Kunst droht Morach freilich zu erliegen. Er kommt über dieselben Symbole nicht mehr weg. Immer sind es die gleichen brechenden Wände, dieselbe Natur, die über ihre Klage reflektiert, statt sie zu

fühlen. Das ist der Fluch jeder Kunst, die das Dämmerhafte, Unwirkliche wirklich machen will. Sie wird gröber, statt innerlicher.

Unter den vielen Bildern paßen zunächst die drei Bielefeldlandschaften Ernst Geigers. Der Maler hat jahrelang um seinen Stil gerungen, er hat immer und immer wieder den gleichen Stoff vorgenommen, bis er ihn gemeistert und bis seine Farbe so durchsonnt geworden ist, wie es heute der Fall ist. Ferdinand Hodler stellt zwei Frauenporträts aus, die wieder alle guten Eigenschaften Hodlers aufweisen, ohne im übrigen zu überraschen. Die Entwicklung Senns interessiert weit mehr. Seine Farben sind fetsam matt, fast traurig, im Zusammenklängen aber von reinstem Wohlklang. „Zynien“ und „Herbstlicher Apfelbaum“ zeigen jenes Zurückdrängen allzulauter Farben, wie es auch in den Werken Emil Prochaskas zu bemerken ist. Sein Kastanienbaum ist ein Bild von herbster Geschlossenheit und inniger Keuschheit. An den Kubismus lehnt sich Ernst Lind in einer Zeichnung ganz leicht an. Sein Porträt des Bildhauers Perincioli ist sehr gut durchmodelliert, kräftig und einfach im Ausdruck. Ein Bild von niederdrückender Wucht ist Leo Stecks „Trauer“; gerade es empfindet, obgleich am günstigsten Ort, noch lebhaft die Angunst des Ausstellungsraumes. Auf den rajtigen Prophetentopf Stecks wurde schon aufmerksam gemacht; die Farbe ist hier auch überzeugender als im ersten genannten. Emil Cardinaux stellt eine kleine, sehr sorgfältig gemalte Landschaft aus, die aber etwas kühl läßt. Immer wieder erfreuen die sichere Technik Adolf Tiedes, dessen „Herbstmorgen auf der Frutt“ mehr sagt als die beiden virtuos gemalten Schloßhöfe, die flüssige Malweise Christian Baumgartners, die frohen Farben und die gute Durchzeichnung (besonders im Porträt des Gemeindepräsidenten!) U. W. Zürichers und die feine, ruhige Art Wilhelm Palmers, dessen vornehme Kinderporträts hier fast verloren gehen. Manch feines Bildchen wäre noch zu erwähnen: Gottfried Strahers Tempera-Bilder, Bracks Niesenlandschaft, Surbeds Porträt. Der Platz erlaubt nur noch den Hinweis auf die Plastik. Hier ragen zwei Künstler hervor: Hermann Hubacher durch seine ruhig schönen, adeligen Köpfe, über denen immer ein leises, ironisches Lächeln schwebt, durch seine gelassen-zarte Majolika-gruppe, und Karl Hanny, dessen „Ugolino“ durch seine unerhörte Kraft des Ausdruckes das erschütterndste Werk der Ausstellung bildet. E. R.

Zu unseren Bildern.

Die Klischees zu den beiden Holzschnitten, sowie zu den übrigen Illustrationen in dieser Nummer stammen aus dem feinen Kalender „D mein Heimatland 1917“, herausgegeben von Ed. Neuenchwander (Verleger: Dr. G. Grunau Bern, Rascher & Cie., Zürich und R. Buchardt, Genève). Der Kalender enthält einen ganzen Zyklus von Balloton-Holzschnitten; schon diese Holzschnitte allein machen das neue Kalenderbuch wertvoll. Ballotons Kunst läßt keine Begrenztheit erkennen. Mit eben derselben Sicherheit behandelt er Porträts, wie Landschaften, das Einfache, Ruhende, wie das Zusammengefezte, Belebte. Die beiden Holzschnitte, die auf Seite 630 und 631 hier vorwidergegeben sind, bilden ein Beispiel hierfür.

Der Kalender ist ein eigentliches Kunstjahrbuch; die Fülle der Künstlerbilder, der interessante, reich illustrierte Aufsatz über das schweizerische Plakat von Dr. H. Köhliberger stempelt es dazu. Stark betont ist der Balliser Edoard Ballet mit seinem männlich derben und doch wieder so wohlthuend weichen Realismus. Neben ihm kommt Albert Welti, Sohn, mit einigen stark an den Vater Welti gemahnenden Trubenbildern zum Wort; ferner der lebenswürdige Karl Tschener, die Radierer Hans Alder und Fritz Moch. — „D mein Heimatland“ ist im übrigen ein Unterhaltungsbuch bester Observanz. Das textliche Hauptstück ist Heinrich Federsers merkwürdige, aber stilstarke Hornissen Geschichte. Mit Sagen und Märchen und Gedichten haben ferner beigetragen: J. Jegerlehner, A. Juggenberger, Sophie Hämmerli-Marti, Henry Spieß, Noelle Rogger, Robert de Traz und J. Reinhart. — Der „Kalender“ sei unseren Lesern warm empfohlen.

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —